

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 7

Artikel: Mädeli
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635037>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Niederburgund kam. Immerhin befestigte er Neuenburg und baute auch dieses Schloß, um sein Reich gegen Deutschland zu sichern. Seine Gemahlin Bertha mag oft, wo wir sitzen, von ihren Kindern umgeben, dem Untergang der Sonne zugesehen haben, während ihr nimmermüder Gemahl seine neuen Vasallen zur Huldigung zu zwingen suchte. Bald nach seinem Tode vermählte sich seine Witwe mit dem italienischen König, und mit dessen zehnjährigem Sohne wurde ihr Kind Adolphe verlobt. Da schritt Kaiser Otto ein. Er bemächtigte sich des Prinzen Konrad und ließ unser Land in dessen Namen verwalten. Er konnte sich auf alte Rechte berufen; jedenfalls machte er vom Rechte des Stärkern Gebrauch. Sein Einfluß stieg, als er die junge Witwe Adolphe zur Gemahlin nahm und Konrad in dessen königliche Rechte einsetzte. Konrad mußte in ihm seinen Retter sehen, denn er wäre kaum lebend aus Italien zurückgekehrt, wenn seine Mutter ihn dorthin mitgenommen hätte. Wenn er die glänzende Stellung seiner Schwester verglich mit dem traurigen Los, das seiner Mutter in Italien zuteil geworden, so erhöhte dies seine Zuneigung zum Kaiser. Bestand auch kein verpflichtender Vertrag, so leistete er ihm freiwillig Heerfolge wie ein Vasall. Als er zwei seiner Töchter mit deutschen Fürsten vermählte, beschwichtigte er die Großen Niederburgunds dadurch, daß er zumeist in ihren Städten residierte, in Vienne sogar einen großen Palast bauen ließ. Es ist der Königin wohl bekannt, daß diese Großen unruhig wurden, als ihres Gemahls erste Ehe kinderlos blieb, und daß sie sich empörten, als Heinrich, seiner Schwester Gisela Sohn, Kaiser wurde. Ohne die Hilfe der Deutschen war der Aufstand nicht zu unterdrücken. Daß die ersten Könige bei ihnen günstig scheinender Gelegenheit mehr ergriffen, als sie ihrer Kraft nach festhalten konnten, war ein verhängnisvoller Irrtum. Die Folgen stellten sich zwangsläufig ein, ohne daß dem einen oder andern ein Vorwurf gemacht werden könnte.“ — „Der Kastellan redet von einem traurigen Los der Königin Bertha in Italien. Wie war es denn?“ — „Untreue ist ein Verbrechen, Königin. Was dort geschah ist schlimmer. Bertha kam vor ihres zweiten Gemahls Tod in unser Land zurück und tat, unterstützt von der Kaiserin, ihrer Tochter, vielerlei gute Werke.“ — Die Königin stellte weitere Fragen. Der Greis schilderte den wundersamen Lebenslauf der Kaiserin Adolphe von ihrer ersten Verlobung an bis zu ihrem Tode. Es bot sich ihm auch Gelegenheit, seinen Wunsch vorzubringen, Helmut möchte zu seinem Nachfolger gewählt werden. Die Königin versprach ihm ihre Hilfe dazu. Da sie nun des Greises Leben kannte und seine Sinnesart, faßte sie Vertrauen zu ihm wie zu einem väterlichen Freunde und ließ ihn, wie kaum einen andern Menschen, einen Blick tun in ihr Inneres. Sie klagte leise vor sich hin: „Ein Verhängnis, ein unabwendbares. Wenn Gott mir einen Sohn schenkte, was würde seiner warten? Ein schwankender Thron, ein aussichtsloser Kampf ohne Ende, wenn Mut ihn beseelte; ein schmachliches Dasein, wenn ihm die Kraft fehlte, sich zu wehren für sein Recht. Tausend Mütter erfreuen sich an ihren Kindern, ich aber, ihre Gebieterin, muß Gott danken, daß ich keines Herzen darf. Das ist mein Verhängnis.“ — „Darf ich der Königin noch ein Wort sagen? Wenn ein geringer Mann einem andern, der sonst zugrunde

ginge, auf die Beine helfen kann, so meint er schon, er habe nicht umsonst gelebt. Die Königin kann Hunderte glücklich machen und wird es freudig tun. Durch ihren Einfluß kann sie Tausenden das Los verbessern. Es fehlen ihr weder die Geistesgaben noch die Kraft zu großem Werke. Ungetrübtes Glück wird keinem Sterblichen zuteil.“ — „Ich danke dem Kastellan. Ich werde mir den Mut nicht brechen lassen.“ — Der Kastellan erhob sich und ging in seine Wohnung. Bald darauf kehrten die jungen Damen mit Ermengard von Bösingen heim und brachten nebst einem Gruß vom Pfarrer einen Strauß verschiedenfarbiger Rosen aus seinem Garten. Die Königin ging mit ihnen ins Schloß, ließ sich vom Hofmeister einen schönen Becher geben, stellte die Blumen darein und befahl den Mädchen, sie dem Kastellan auf den Tisch zu stellen. Unterwegs sagte Gerlinda: „Wenn die Königin dem Kastellan Blumen schenkt, so darf ich ihn wohl nicht mehr am Barte zupfen. Laßt mich den Becher tragen, ich will dann recht schön vor ihm knien und ihn lieb ansehen, damit er mir nicht mehr böse sei.“ Wie heller Sonnenschein und tiefer Schatten sich oft berühren, so lebten hier unter demselben Dache sorglose, übermütige Jugend und zugleich Menschen, denen das Schicksal die schwersten Bürden zugebracht hatte. (Fortf. folgt.)

Mädeli.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

Vom Helghofer Jakob Fehner wird niemand behaupten wollen, daß er ein Gemütsmensch sei; doch auch die trockenste Rechnerseele kann je und je einmal ihre empfindsame Stunde haben. Als ich, von einem Waldgang heimkehrend, den Fehner am vergangenen Sonntag von weitem neben seinem Holzsädel auf einem gefällten Birnbaumstamme sitzen sah, während er sonst um diese Zeit regelmäßig in der „Alge“ Karten kloppte, da wußte ich ohne weiteres, daß dem Alten irgend etwas über die Leber getrocknet war.

Die ersten Maitage hatten zwar unser weltentrücktes Täldchen wieder einmal in einen Bonnegarten verwandelt. Alle Bäume prangten im Blust. Während sie so in der Sonne standen und ganz still, ja fast unglaublich ihre eigene Pracht bestaunten, trugen die fetten Kleewiesen ihre aus gelben Butterblumen gewirkten Goldmäntel mit grenzenlosem Hochmut zur Schau. Aus derlei selbstverständlichen Dingen pflegte der Helghofer sich indes für gewöhnlich wenig zu machen. „Das Blust springt mir nicht fort“, war seine Redensart. „Das kann ich mir die ganze Woche lang beim Karsten und Krampfen bis zum Verleiden ansehen, es lampet (hängt) mir in die Augen hinein; jedoch einen wahren Kreuzfuß, den gibt's nur am Sonntag.“

So kam mich denn eine kleine Neugier an, ich bog in einen andern Feldweg ein, um an Fehner vorbeizukommen. „Schön Wetter!“ sagte ich, indem ich neben ihm stillstand und mir eine Pfeife ansteckte.

„Dem Wetter kann man nichts tun“, erwiderte er trocken; in seinem Wesen und im Ton seiner Stimme lag eine leise Abwehr, was mich aber nicht hinderte, mit einer kleinen Ausrede neben ihn hinzusitzen. Ob der Stamm da noch zu kaufen wäre?

Er verneinte mit kleinem Kopfschütteln. Wir sprachen so nebenhin ein paar Worte über die Holzpreise; die Unterhaltung kam jedoch bald ins Stocken. Nach einer längeren Pause, während ich bereits ans Weitergehen dachte, nahm der Helghofer unerwartet das Wort.

„Du denkst gewiß bei dir: Warum haßt der jetzt da in der Einöde wie ein Delgöb, wo er doch sonst mit dem Sonntag Gescheiteres anzufangen weiß?“

„Ein Feldgang ist nicht das Ungeradeste, was man um diese Zeit machen kann“, gab ich ihm zurück.

Der Alte zog die Ähseln ein wenig in die Höhe und ließ sie wieder fallen. „Ich habe das närrische Wesen schon manchmal gesehen. Hä, wenn man bald fünfundsiebzig ist. Und der Ruckuck kann mir auch nichts mehr prophezeien. Kommt zu spät. — Nein, wenn ich die Wahrheit sagen will: ich hab' den Gang meiner Frau selig zulieb gemacht. Ist eigentlich dumm von mir gewesen; es nützt ja jetzt doch nichts mehr.“

Er schwieg eine Weile, dann fügte er gelassen hinzu: „Da, auf dem Ader ist es gewesen, wo sie der Schlag gerührt hat. Beim Erdäpfelaushaden. Dort an dem Apfelbäumchen hat sie sich zuerst festhalten wollen. Fast wäre sie auf jenen Markstein gefallen. Es wird jetzt grad ein halbes Jahr her sein.“

Ich war mit einem wohlfeilen Trostworte bei der Hand. „Die Mäde hat einen leichten Tod gehabt. Wie viele, die Monate und Jahre lang krank im Bett liegen, haben sie darum beneidet.“

„Das schon“, gab er zu. „Aber die andern, die zurückbleiben müssen? Wenn es halt einesmals aus ist und man sich nichts, gar nichts mehr sagen kann?“

Ich sah, daß ihm das Wasser in den Augen stand; doch bald rappelte er sich ein wenig auf. „Du weißt, ich bin sonst nicht so einer. In der Welt, so wie ich sie kenne, sind die Wehleidigen noch nie weit gekommen. Aber die Mäde hat mir halt doch geholfen, wie kaum eine Zweite ihrem Mann geholfen hat. Mit keiner andern hätt' ich es so weit gebracht. Ist das nichts zu rechnen?“

Er fing nun den Hergang des Falles regelrecht zu schildern an: Ich hab' eigentlich an jenem Nachmittag allein aufs Feld gehen wollen. Sie rief mir durchs Küchenfenster zu, sie wolle gern auch nachkommen, es wäre schad um den schönen Tag. Ich solle ihren Karst mitnehmen.

Wir haben dann etwa eine Stunde lang nebeneinander geschafft. Obschon sie nur drei Jahre jünger war als ich, ist sie noch gut aufeinander gewesen, sie hat zugehauen wie manche Junge. Weil der Boden schön trocken war, rollten die Knollen sauber, fast wie gewaschen aus der Erde heraus. Einmal hab' ich eine aus Unachtsamkeit am Karstzinken aufgespießt. „Wie schad“, sagt die Mäde neben mir. „Viel leicht meint der Erdapfel jetzt gar, man verachte ihn.“

Nicht grad' in bester Laune geb' ich ihr heraus: „Ich hab' schon mehr Erdäpfel ausgetan als du!“ Ja, so laßgrob hab' ich sie angeschmauzt. Und ist das dann für sie mein letztes Wort gewesen, sie hat es mit in den Tod genommen. — Nicht daß es etwa gleich mit ihr aus gewesen wäre nach dem Anfall. O nein, Gedanken hat sie noch gehabt, aber die Rede halt, die Rede ist ihr verschlagen gewesen. Und hat doch noch etwas aus ihr heraus gewollt! Immer wieder hat sie den Mund aufgemacht, hat die Lippen bewegt und mit den Augen gebettelt, wie wenn es um ihre Seligkeit ginge. Ich weiß schon, was sie hat sagen wollen, ganz genau weiß ich es. Ist mir nachher eingefallen — nachher, nachher! Als sie tot auf dem Wägelchen lag. —

Während wir auf altvertrauten Flurwegen gemächlich dem Dorfe zuwanderten, fing der Frehner nochmals von seinen Sachen an und erzählte mir in seiner trockenen Art manches, das mir aus seinem Munde wunderbarlich vorkam.

Es ist ja bei uns alles den rechten Weg gegangen, hab' er gelassen an. Da soll mir keiner kommen und das Gegenteil behaupten. Aber das zweite Mal, wenn man wieder auf die Welt käme, würde man doch dies und jenes anders machen. Der Verstand kommt einem meistens erst, wenn's zu spät ist.

Wie wir zusammengekommen sind, das Mädeli und ich, das kannst du ja nach deinen Jahren nicht wissen. — Mein erster Schatz ist sie nicht gewesen. Sie hat, wie man sagt, nicht „gezogen“. Der Leberfleck auf ihrer rechten Wange hat sie als Mädchen viel stärker entstellt als später, wo er ja sozusagen ganz erloschen ist. Von der Schlimmähigkeit vieler andern, die einen mit kleinen Künsten dumm machen können, hat sie nichts an sich gehabt. Wenn man an ihr vorbeiging und sie beim Grüßen ansah, war es oft, als wolle sie sich ganz hinter sich selber verbergen. „Was willst du mit deinen Augen? Du meinst ja doch nur meinen Fehler...“

So ein Aff war ich nun doch nicht, daß ich nur den an ihr gesehen hätte. Ich gab mir oft heimlich Mühe, den roten Fleck wegzudenken. Wenn mir das etwa auf Augenblide gelang, dann vermochte ich sogar meinen Nachbarn, den Wagner Zeerli, halbwegs zu verstehen, der einmal im vollen Ernst zu mir sagte: Wenn ich noch einmal ledig würde, so wollte ich die Einfältigkeit abhandeln und das Mädeli fragen. Es muß manche treue Seele darben, weil sie ein schäbiges Ködlein anhat.“

Ja — und dann halt das Geld! Ihr Götti Spillmann, in dessen Haus die Mäde als Waisenkind aufgewachsen, war ihr 9000 Franken schuldig, zu denen mit jedem Martinitag der Zins kam. Auf unserem Helghöflein dagegen war es damals noch recht mager bestellt. Mein Vater sah nicht zum Rechten; sein Spruch war: „Sparen ist ein Blödsinn, wenn man doch zu nichts kommt.“

Item, ich fing an, der Sache gründlich nachzudenken. Eine aus dem Unterdorf — sie hatte ungefähr soviel wie ich, nämlich nichts — hat es meiner Vernunft anfänglich lauer gemacht. Daß ich am Ende doch um die Rosi Egger herumkam, daran waren etliche Tänze schuld, die ich an einem Kilbiabend in Gehren mit dem Mädeli machte, nur weil mir der Schorenkarli, der jetzt im Asyl ist und an Krüden geht, bei der Rosi zuvorgekommen war.

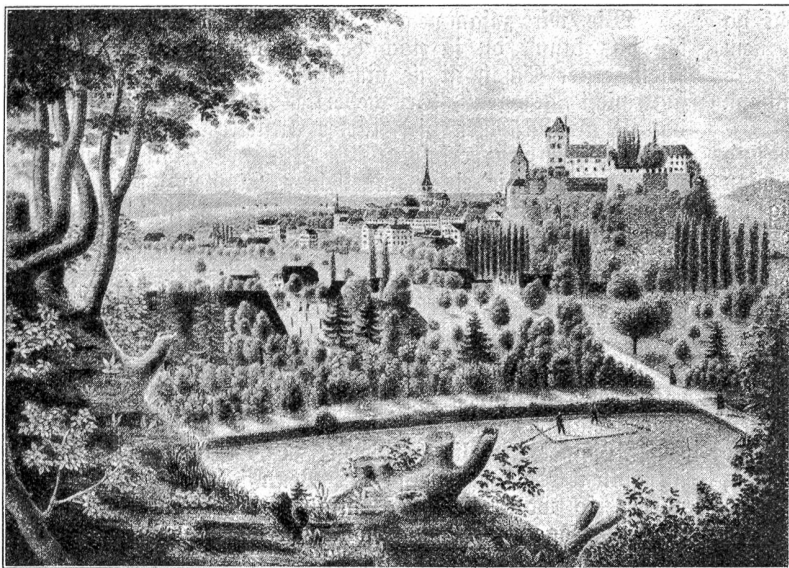
Während des Tanzens hat mir Mädeli auf sehr wunderliche Weise etwas bekannt. Ich bin nie ganz dahintergekommen, wie sie es angestellt hat. Nicht etwa mit wohlfeiler Zutunlichkeit, bewahre! Die Hexerei, mit der sie's mir angetan hat, ist allweg ihr heimliches Gernhaben gewesen, von dem ich vorher nicht eine Ahnung gehabt. Es war just, als ob ihre Seele der meinen ein paar Wörtchen hätte zuflüstern können, sehen, ungesehen, wie ein kleines Waldvögelein im Laube singt.

Ich begleitete sie heim; es war dunkel wie in einem Apfelschnitztroge bei Nacht. Wie sie so neben mir hergeht — das kleine Wunder von vorhin hat mir immer noch ein wenig zu tun gegeben —, frag' ich sie kurz und eben, ein bißchen trocken auch, wie ich immer gewesen bin, ob es ihr eigentlich recht wäre, wenn wir zwei von heute an miteinander gingen? Ich darf sagen, ich hab' während des Fragens nicht mit einem schmalen Nebengedanken das Geldlein gemeint, nein, es ist einfach so über mich gekommen: das ist die Rechte, Schönheit hin oder her!

Sie hat mich eine gute Zeit ohne Antwort gelassen. Ich wiederhole meine Frage: „Sag' mir, was du dazu meinst.“

Raum sind diese Worte heraus, so fällt es mir wie ein Steingewicht aufs Herz: Es geht um unser beider Leben, um meines und um das ihrige! Zwei Dinge gaukelten im Dunkel der Nacht vor meinen Augen hin und her: das Muttermal auf ihrem Gesichte und ein Säcklein mit einer schönen runden Zahl darauf ...

Nun hält sie im Gehen inne, und ich muß den Schritt auch anhalten. Sie schmiegt sich leicht an mich an; nur ganz leicht, aber das ist wieder die einfältige, verschwiegene Innigkeit, wie vorhin beim Tanzen. Jetzt hab' ich ganz alles gewußt. Sie hat sich nicht verstellt.



Schloss Burgdorf mit dem Städtchen im 18. Jahrhundert. Alter Stich. Im Vordergrund die Emme mit einem Floss. Dahinter die Schachenebene mit armen Taunersiedlungen.

„Es ist mir wind und weh“, flüstert sie bekümmert. „Ich möchte dir mit großen Freuden ja sagen. Aber ich sage nein.“ Und plötzlich schlingt sie beide Arme um meinen Hals und sagt unter heftigem Weinen: „Mich kann ja nie einer gern haben. Du auch nicht!“

„Ich hab' dich aber gern!“

„Ja — jetzt, wo's dunkel ist, meinst du das vielleicht.“
(Schluß folgt.)

Schloss Burgdorf.

Burgdorf bietet eines der prächtigsten Landschaftsbilder im Kanton. Der steil aus dem Talgrund sich erhebende Burgfelsen mit den mächtigen, wohl erhaltenen breiten Türmen des alten Grafenschlosses, mit den gegenüberliegenden waldegekrönten Flähen, an deren Fuß die Emme vorbeirauscht, geben zusammen ein Bild, wie es nicht so oft vorkommt. Das Schloss Burgdorf hat aber nicht nur eine herrliche Lage, es hat auch eine interessante Geschichte, deren Glanzmomente freilich in das frühere Mittelalter fallen und mit der Besitznahme durch Bern im Jahre 1383 zu Ende gingen. Die Anfänge des Schlosses sind dunkel. Johann Stumpf schreibt in seiner Chronik: „Stadt und Schloss Burgdorf, vor Zeiten eine Hauptstadt des kleinen Burgunds, wurden erstlich gestiftet und das Schloss daselbst gebaut von den zwei Grafen von Lenzburg, den Gebrüdern Sintram und Baltram.“ Den Drachenkampf, den die Sage einem dieser beiden zuschrieb, hat Jeremias Gotthelf in einer Geschichte dichterisch verwertet. Urkundlich weiß man jedoch von diesen Grafen, die im 8. Jahrhundert gelebt haben sollen, nichts. Allerlei Funde in der Umgebung Burgdorf weisen jedoch darauf hin, daß die Gegend schon sehr früh bevölkert war. Sicherlich waren die beiden Hügel von Burgdorf, Schlosshügel und Gsteig, schon zur keltisch-helvetischen Zeit ihrer vorzüglichen Lage wegen besiedelt. Nach den bei Neubauten im Jahre 1749 im Schloss gefundenen Münzen römischer Kaiser darf mit Bestimmtheit angenommen werden, daß sich zur Römerzeit auf dem heutigen Burgfelsen bereits ein römisches Straßentastell mit weithin blickendem Wachturm an dem Straßenzug, der von der Engesiedlung bei Bern über Krauchthal und Oberburg hier durchzog, befand. Als später die aleman-

nischen Hundertschaften in Helvetien einzogen, da mag auch das Dorf Holzbrunn am Fuße des heutigen Schlossfelsens sich gebildet haben. Der Erbauer des Schlosses ist unbekannt. Vermutlich ist er aber unter den Herzogen von Zähringen zu suchen, die von 1060 an fast zwei Jahrhunderte lang unser Land regierten. Sicher ist, daß es bereits unter Berchtold III., der 1152 starb, bestand. Berchtold V. von Zähringen, der Gründer der Stadt Bern, hat die Ortschaft Holzbrunn mit Türmen und Ringmauern versehen und zur Stadt erhoben. Noch im letzten Jahrhundert stand über einem Tor beim Ausgang zum Schloß die lateinische Inschrift zu lesen: Berchtold, Herzog von Zähringen, welcher die Burgunder besiegte, erbaute dieses Tor.

Die größte Glanzzeit erlebte Schloß Burgdorf zur Zeit der Aynburger. Es wurde Mittelpunkt der aynburgischen Lande. Dunkle Zeiten aber kamen, als im Jahre 1383 die Aynburger mit der mächtig aufstrebenden freien Reichsstadt Bern in Zwist gerieten. Mehrere Wochen lang wurde Burgdorf von den Bernern belagert, und vom Gsteighügel her donnerten erstmals bernische Kanonen gegen die stolzen Mauern der Emmenseite. Mit dem Ausgang des Aynburgerkrieges wurde Burgdorf an Bern verkauft. Die Zeit des Fürstenglanzes war für die Burg an der Emme dahin. Die Räume, die so manches ritterliche Gele und manchen glänzenden Jagdzug aufgenommen hatten, dienten von da an dem bernischen Landvogte.

Als stolzester Zeuge aus jener zähringisch-aynburgischen Zeit blieb das Schloß aber bis in unsere Zeit erhalten. Ein steiler Burgweg führt von der Hauptgasse aus zum Torturm empor, der neuern Datums ist und aus dem Jahre 1559 stammt. Hingegen stammen einige der halbrunden



Der Burgweg mit dem breiten Hauptturm, der an seiner Front das Bernerwappen trägt.